… die Gewohnheit hatte, unter Königen zu leben

Predigt anlässlich 80 Jahre Pfarrgemeinde, 75 Jahre Pfarrcaritaskindergarten und 60 Jahre Kirchweihe

22. November 2026, Christkönig, Pfarrgemeinde Steyr-Münichholz

Von Bertolt Brecht gibt es ein Weihnachtsgedicht, das nüchtern und schonungslos die bitterarmen Umstände der Geburt Jesu aus Sicht Marias schildert. Das Gedicht verbindet Weihnachten mit dem Christkönigsfest. Über den Verszeilen schwebt beständig die Frage: Warum konnten diese armseligen Geburtsumstände eine derartige glorifizierende Bedeutung und Wirkgeschichte entwickeln?

Brecht war nicht wundergläubig, insofern interessierten ihn die Ausfaltungen der Weihnachtsgeschichte nicht, wie wir sie aus den Weihnachtsevangelien kennen. Aber er sah, dass unter dem Eindruck von Jesu Wirken, seinem Tod und seiner Auferstehung die Menschen bewogen wurden, der Geburt Jesu fundamentale Bedeutung beizumessen. Wer war also dieser Jesus? Er liebte Gesang, lud Arme zu sich und hatte die Gewohnheit unter Königen zu leben, so der Dichter, der wusste, „dass Jesus unter Fischern, kleinen Angestellten, Huren und Asozialen lebte. Es ist ihm aber aufgefallen, dass Fischer Könige wurden im Umgang mit dem, der sie wie Könige behandelte, und für den Könige eben diese gewöhnlichen Menschen unter dem gleichen Himmel waren.“[1] Die Gewohnheit Jesu, einen Stern über sich zu sehen, wie es im Gedicht weiter heißt, meint eine Haltung, nach dem Besonderen Ausschau zu halten, es zu entdecken. Jesus, „der Sterne Entdeckende verändert auch die, die mit ihm leben, er entdeckt sie als Könige.“[2] Gott spricht jedem Menschen seine uneingeschränkte Liebe zu. Vor Gott gibt es nur Könige, die menschliche Würde ist unantastbar. Das ist die Haltung, die Jesus in seiner Person und Botschaft verkörperte. Das könnte auch den Umgang mit den Anderen in unserem Alltag beeinflussen. Auch Jesu Geburt war kein Spektakel, sondern lief unter erbärmlichen Umständen ab. Die Geburt Jesu ermuntert uns vielmehr, durch eine bewusste und achtsame Wahrnehmung des Anderen als einen König Veränderungen im Kleinen zu bewirken.

Ich bin Gottes Kind

Den verkappten Nihilismus der Österreicher aufdeckend, hat Thomas Bernhard einmal auf eine Postkarte geschrieben: „Nix is – aus is – goa is“. Ich bin nix mehr. So sagen Alte. Und zu Jungen wird gesagt: Aus dir wird nix. Oder No future. Nix is?! Wenn ich das Gefühl habe: Ich bin zu nichts mehr gut! Dann tut es gut, wenn ich gelobt werde. Das gilt für Kinder, die sonst nicht wachsen, das gilt für eine gelungene Arbeit, auch für ein gutes Essen, das hören auch Männer gern. Gerade Jugendliche wachsen, wenn positiv über sie gedacht wird. Ein nörgelndes und mit allem unzufriedenes Zeitalter bringt kranke Menschen hervor. Ohne Lob wird der Mensch krank. Man kann auf Dauer nicht recht und gesund Mensch sein, wenn man nicht selber loben kann und nicht gelobt wird. Geben und Empfangen gehören da zusammen.

[1] Dorothee Sölle, a.a.O., 247

[2] Ebd.

Dass die Gotteskindschaft gewährte Gabe, Geschenk, Gnade ist, ist *Peter Handke* klar geworden, als er feststellen musste, dass selbstbezogene Introspektion nichts bringt, dass sie ins Leere führt*: Was bin ich in meinem innersten Inneren? – „Kind Gottes" (so sage ich; zuerst dachte ich allerdings: „Nichts").*[3] – Jesus ist der eine Sohn Gottes, der uns zu Kindern Gottes macht (Röm 8,14-17; Gal 3,26; 4,5). In ihm hat uns Gott dazu bestimmt, „am Wesen und an der Gestalt seines Sohnes teilzuhaben" (Röm 8,29)

… mehr wert als alles Gold der Welt

Der KAJ-Initiator Kardinal Joseph Cardijn hat vor 70 Jahren gesprochen: „Die Arbeiter sind keine Sklaven, keine Maschinen. Sie haben eine Würde wie alle Menschen!" Und: „Jeder junge Arbeiter ist mehr wert als alles Gold der Erde, weil er Geschöpf Gottes ist." Jesus nennt seine Jünger nicht mehr Knechte, sondern Freunde, und Freundschaft gibt es nur unter Freien. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit. Bleibt daher fest und lasst euch nicht von neuem das Joch der Knechtschaft auflegen!" (Gal 5,1) Christsein wird von der Freiheit getragen.

Erinnerungen daran, was uns verbindet

„Wir brauchen Erinnerungen daran, was uns als Gesellschaft verbindet. Uns wird dauernd Selbstoptimierung angeboten über Apps, die unsere Bewegung, unseren Schlaf, unseren Gemütszustand überwachen. Wir werden aber zusehends zu Analphabeten bei dem, was das Gemeinsame betrifft. Die Hetze von rechts macht uns klar, dass wir uns vielfach nichts mehr zu sagen haben, und vereinzelt im digitalen Raum hängen. Das ist die Basis für totalitäre oder faschistische Regime." (Mirjam Zadoff)[4] Sind wir Analphabeten bei dem, was das Gemeinsame betrifft?! – Wir brauchen Erinnerungen daran, was uns als Kirche und als Gesellschaft verbindet!

In Gemeinschaft glauben

Wer glaubt, der darf aber kein Eigenbrötler sein, nicht selbstgefällig, nicht narzisstisch. *Ein* Christ ist *kein* Christ. Wir glauben nicht als Single, sondern in Gemeinschaft. Der Glaube kommt vom Hören (vgl. Röm 10,14). Andere haben uns den Glauben vermittelt, haben uns zum Glauben angestiftet, uns im Glauben gefördert, bestärkt, korrigiert oder auch kritisiert. Unser Glaube kann nicht abgelöst werden von der Gemeinschaft der Zeugen, der Heiligen, von der Gemeinschaft und Solidarität mit den Menschen.

Wenn Beziehungen nur in der eigenen „Blase" bleiben würden, wenn sie nur auf die Bestätigung der eigenen Interessen oder der eigenen Identität beschränkt wären, dann wäre das Narzissmus oder gemeinsamer Egoismus, aber noch nicht Freundschaft und Liebe. Zur „wahren" Freundschaft gehört eine positive Sicht der Diversität und der Differenz. Ivan Illich hat darauf verwiesen, wie wichtig es für das eigene Leben, aber auch für das Zusammenleben einer Gesellschaft und auch international ist, Freundschaften auch mit „anderen", „fremden", „ungleichen" Menschen zu knüpfen und zu pflegen. Habe ich Freunde unter Künstlern und aus anderen Milieus, Freunde unter den Armen und Menschen mit Beeinträchtigung, aus anderen Ideologien, Kulturen und Religionen. Habe ich Freunde unter Atheisten und Agnostikern,

[3] Peter Handke, Am Felsfenster morgens (und andere Ortszeiten 1982 – 1987), Berlin 2019, 78.

[4] Mirjam Zadoff, Wie wir überwintern: Den Lebensmut durch die harten Zeiten retten, München 2025; dazu das Interview von Bert Rebhandl mit Mirjam Zadoff, in: Der Standard 30. Dezember 2025.

Freundschaft mit Juden und Muslimen, mit evangelischen und orthodoxen Christen? Ich bin überzeugt, dass in der Demokratie persönliche Beziehungen und Freundschaften eine große Bedeutung für Brückenschläge verschiedener ideologischer Ausrichtungen haben.

Es ist unsere Zeit

Jean Paul Satre lebte in politisch und gesellschaftlich turbulenten Zeiten, im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit. Im Oktober 1945 schrieb er: „Vielleicht gibt es schönere Zeiten, aber dies ist unsere Zeit." Ja, es mag schönere Zeiten geben als die unsrige. Und doch: Diese Zeit ist unser Leben. Es drückt die Idee aus, dass wir die Gegenwart akzeptieren und aktiv gestalten, da sie unsere einzige Realität ist, auch wenn es bessere Zeiten geben mag. Und wir sollten vor der eigenen Freiheit und Verantwortung nicht davonlaufen.

Hier in Steyr-Münichholz sollte ab 1939 eine Siedlung für geplant 25.000 Einwohner:innen ohne Kirchengebäude und auch ohne Gott entstehen. Seelsorge, Taufe und Gottesdienste waren geheim. In den Trümmern des Krieges und des Terrors, aber auch in den Ruinen der Seelen und der Beziehungen haben P. Meindl und seine Mitarbeiterinnen und ab 1947 die OMIs zunächst eine Notkirche in einer Baracke, dann eine kleine Kirche, einen Kindergarten und dann die heutige große Kirche gebaut. – Es mag schönere Zeiten oder bessere Voraussetzungen geben … Sie haben damals nicht resigniert, sind auch nicht aggressiv geworden. Sie haben den Glauben und auch die soziale und politische Verantwortung nicht delegiert. Hier haben sie gelebt, geliebt, Gemeinschaft und Solidarität gestiftet, gebetet, Feste gefeiert, Kindern und Jugendlichen einen Weg zum Leben eröffnet, hier haben sie Kirche aufgebaut und Menschen auferbaut. Es mag schönere Zeiten geben …

Und heute? Ja, wir werden weniger in der Kirche und bei den Gottesdiensten. Wo bleiben die Kinder und die Jugendlichen? Die Gebäude sind viel zu groß und wir können und sie kaum mehr leisten. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi." (GS 1) Das Zweite Vatikanische Konzil sieht die Gemeinschaft der Kirche mit der Menschheit und ihrer Geschichte eng verbunden. Es gehört für das Konzil zum Grundauftrag der Kirche, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, um so in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben." (GS 4) Es mag schönere Zeiten geben, aber das ist unsere Zeit …

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz